

Ulrike Kindl (Venedig)

Weg und Bewegung. Römerstraßen, Pilgerwege, Autobahnen: eine etwas andere Reise nach Rom

Vorneweg: hier soll nicht vom Wegenetz der römischen Antike die Rede sein, auch nicht von den Pilgerwegen des christlichen Mittelalters, und schon gar nicht von den heutigen Reiserouten nach Rom. Es geht vielmehr um die Frage, was ‚Weg‘ und ‚Bewegung‘ überhaupt ist, wie wir diese Kategorien wahrnehmen, nach denen wir unsere Umgebung, und damit unser ‚in-der-Welt-sein‘, ordnen.

Das ist eigentlich eine doppelte Fragestellung, die aber nur in enger Verflechtung miteinander in Angriff genommen werden kann.

Da ist einmal die grundlegende Frage nach dem definitiven ‚Was?‘. Und auf Anheiß scheint es einfach, eine Antwort zu versuchen. Doch die angeblich objektive Definition hat ihre Tücken: als sei ein ‚Weg‘, einmal genau definiert, für alle Zeiten und in allen Räumen, und nicht zuletzt in allen Sprachen, eine objektive Tatsache. Dem ist keineswegs so.

Noch um einiges heimtückischer ist die Frage nach dem ‚Wie?‘. Das ist ein Problem der Perzeption, und wir wissen schon seit langem, dass man nicht alles zu jeder Zeit sehen kann, und dass man einen Gegenstand nicht so sieht, wie er ist, sondern so, wie wir annehmen, dass er aussehen soll.¹

Aber obwohl wir das schon lange wissen, wollen wir es absolut nicht oder nur sehr ungern wahrhaben: verzweifelt halten wir an der Überzeugung fest, dass uns unsere Sinne ein getreues Abbild unserer Umwelt vermitteln, und dass man sich auf seine Augen und Ohren verlassen kann. Vor allem das Auge genießt nach wie vor höchstes Ansehen als der eigentliche Wirklichkeits-Sinn: was man mit eigenen Augen sieht, das glaubt man, und was man sehen kann, genau sehen kann, das ist vielleicht nicht gerade ‚wahr‘, aber zumindest sicher existent, also ‚wirklich‘. Diese Beweiskraft des Bildes ist ebenso selbstverständlich, wie sie in der Geschichte unserer abendländischen Kultur seit Urzeiten gefürchtet wird, bis hin zum rigorosen Bildverbot, mit dem die monotheistische Gottesvorstellung die Vormacht des *logos*, des Wortes, gegen die Übermacht von *eidos*, dem Bildhaften, durchsetzen wollte.²

¹ Siehe Ernst H. Gombrich: *Art and Illusion*. Oxford: Phaidon Press, 1977 [1959]. Deutsche Fassung: *Kunst und Illusion. Zur Psychologie der bildlichen Darstellung*. Stuttgart-Zürich: Belsar, 1978, bes. Kap. 7, Voraussetzungen der Illusion, S. 225ff.

² Siehe das 2. Buch Mose, Deut., Vers 20, 4-5: „Du sollst dir kein Bildnis noch irgendein Gleichnis machen, weder von dem, was oben im Himmel, noch von dem, was unten auf Erden, noch von dem, was im Wasser unter der Erde ist: bete sie nicht an und diene ihnen nicht!“. Zur Standortbestimmung des Bildverbotes in der theologischen und kulturhistorischen Debatte siehe Christoph Dohmen: *Das Bilderverbot. Seine Entstehung*

Wie erfahren wir Kategorien wie ‚Raum‘ und ‚Zeit‘, die abstrakten Ordnungskategorien der Kantschen reinen Vernunft? Haben wir uns immer auf die gleiche Art und Weise in und auf der Welt zurechtgefunden, die ja angeblich objektiv gegeben sein soll, oder ändern sich die Voraussetzungen, nach denen wir diese beiden fundamentalen Erfahrungen zu Orientierungsmustern verarbeiten?

Um die Beantwortung der ontologischen Frage nach Raum und Zeit ringt die europäische Philosophie seit über zweitausend Jahren, und sie wird es weitere tausend Jahre tun, sofern die kulturelle Entwicklung des alten Kontinents weitergeht. Sehr viel zurückhaltender war man stets mit der Frage nach der Wahrnehmung der Welt, also nach dem notgedrungen subjektiven Bild, das wir uns davon machen.³

Die unheimliche Kategorie der Zeit war und ist bis heute dabei natürlich die größere Herausforderung: zu offenkundig ihre ordnungsstiftende Evidenz, zu übermächtig ihre sakrale Potenz. Dass sich die Zeiten ändern, ist eine Binsenweis-

und seine Entwicklung im Alten Testament. Frankfurt/Main: Athenäum, 2. durchges. und erw. Aufl., 1987 (Bonner biblische Beiträge, 62); Michael J. Rainer und Hans-Gerd Janßen (Hg.): Bilderverbot. Münster (et al.): LIT-Verlag, 1997 (Reihe Jahrbuch Politische Theologie, Bd. 2); auch Eckhard Nordhofen (Hg.): Bilderverbot: Die Sichtbarkeit des Unsichtbaren. Paderborn: Schöningh, 2001 (Ikon. Bild und Theologie, 4).

³ „Esse est percipi“ („sein bedeutet wahrgenommen werden“) schrieb der anglo-irische Aufklärer George Berkeley (1685-1753) in seinem 1710 erschienenen Essay: *A Treatise Concerning the Principles of Human Knowledge*. Mit ihm arbeiteten im 18. Jahrhundert mehrere an der These, dass Wahrnehmung, Lernen, Erinnerung, das Erzeugen von Bildern und deren Einordnung in symbolische Systeme zwar zutiefst kulturelle Prozesse sind, aber offenkundig auch im Menschen selbst, und zwar ganz konkret in seinen körperlichen Sinnen, (und nicht ausschließlich in seiner Vernunft) verankert sein müssen. Shaftesbury und Locke dachten alle beide über die Frage nach, wie sich Wahrnehmung und Erkennen gegenseitig bedingen und wie sich, wie wir heute sagen würden, das Gehirn die Realität abbildet, um sie denkerisch bewältigen zu können. Am gründlichsten setzte sich schließlich David Hume mit dem Problem auseinander („*Enquiry*“, 1748): Sein Konzept einer sensorischen Erkenntnistiftung beruht notwendigerweise auf Prinzipien, die aus der Erfahrung gewonnen werden, und nicht auf reine Ratio begründet sind, doch ergibt sich aus den Überlegungen schließlich durchaus eine tragfähige Alternative zum rationalen, analytischen Denken, denn Humes Einbildungskraft muss, wie er selbst postuliert, als grundlegender Aspekt des Geistes bereits von Natur aus im Menschen angelegt sein. Hume kann mit seiner ‚Einbildungskraft‘ nichts anderes als die Fähigkeit gemeint haben, sich ein Bild von der Welt zu machen und diese Eindrücke dann in einen wie immer gearteten Zusammenhang zu bringen. Wahrnehmend ordnet der Mensch seine Umwelt, und zwar nach Orientierungsmustern, die gewissermaßen ‚bio-logisch‘ verankert sind. Diese Einbildungskraft kann nämlich erst in Aktion treten, wenn die höchst konkreten Sinne dem assoziierenden Geist die notwendigen Eindrücke vermittelt haben. Damit wird die Wahrnehmung und ihre Verarbeitung zur entscheidenden Frage, denn nun wird klar, dass erst ein gesehenes Bild zum Gedanken Träger werden kann, doch dass es damit auch schon gleichzeitig zum Sinn-Bild verschoben worden ist.

Doch diese Sicht auf die Dinge ist erst möglich, seit wir eine Raumerkenntnis gewonnen haben, die uns den selbstverständlichen Überblick über Weg und Bewegung *zugleich* eröffnet.

Unser Bild von der Welt – und das meine ich jetzt ganz schlicht als konkretes Bild, wie wir es von den Landkarten ablesen, – das *ist* für uns heute Europa, mit seinen Ländern und Staaten, seinen Sprachen und Völkern, seinen Landschaften und Städten. Die Lage der Stadt Rom ist uns selbstverständlich klar: ziemlich in der Mitte des italienischen Stiefels, mediterran, Hauptstadt Italiens, Sitz des Vatikan, Zentrum der römisch-katholischen Kirche, Weltkulturerbe, ein Muss der klassischen Bildungsreise. Und ebenso klar wie die Lage der Stadt ist für uns die Frage, wie wir dorthin kommen, wenn wir uns auf die Reise nach Rom machen.

Von Paris oder London oder Berlin aus, nehme ich mal an, zieht man heute das Flugzeug vor, denn es ist doch recht weit. Das dauert ein paar Stunden. Doch wird der eine oder der andere auch einen Fernzug besteigen und ist zumindest einen Tag und eine Nacht unterwegs, und wer auf sein geliebtes Auto nicht verzichten will, der mag auf den Autobahnen nach Süden sausen, mit den nötigen Straßenkarten im Handschuhfach.

Über nicht üble Straßen- und Landkarten hat schon der Geheime Rat Goethe verfügt, als er in aller Stille von seinem Herzog Urlaub nahm und seine Reise nach Italien antrat (1786-1788). Dank der ausführlichen Aufzeichnungen sind wir über diese berühmte Reise ausgezeichnet informiert: ihre erste Etappe bis Rom dauerte immerhin fast zwei Monate, (allerdings mit einem Abstecher nach Venedig), denn selbst eine gute Kutsche schafft nun einmal den Weg nicht schneller als ein Pferdegesspann laufen kann.⁵

Tasten wir uns vom 18. Jahrhundert weiter zurück, ins Barock, in die Zeit der Renaissance: da waren Kaiser und Könige unterwegs, dazwischen Kaufleute und auch Kirchenmänner, wie z.B. Martin Luther, der zwischen 1510 und 1511 nach Rom reiste, um wichtige Geschäfte seines Ordens zu erledigen. Luther kam über eine berühmte Route nach Rom: über den sogenannten Frankenweg oder *Via Francigena*, wie die Route heute vorzugsweise genannt wird. Immer noch führten alle Wege nach Rom, denn das christliche *Imperium Romanum*, das Heilige Römische Reich, hatte das Erbe des antiken Rom angetreten, und Rom war das

⁵ Johann Wolfgang von Goethe: Italienische Reise. In: Goethe: Werke. Hg. von Erich Trunz [Hamburger Ausgabe]. Bd. XI: Autobiographische Schriften III. Vollst. Neubearb. München: Beck, 1981ff.

Das war also die Reiseroute mit den jeweiligen ‚Fahrzeiten‘:

Abreise von Karlsbad: 03.09.1786; München: 06 – 07.09.1786; Überschreitung der Alpen am Brennerpass: 08.09.1786; Trient: 10 – 11.09.1786; Verona: 14 – 19.09.1786;

Abstecher nach Venedig: 28.09 – 14.10.1786; Bologna: 18 – 20.10.1786; Florenz: 23.10.1786; Ankunft in Rom: 29.10.1786, Aufenthalt bis 22.02.1787.

„heilige Rom“, Mittelpunkt des Glaubens und der katholischen Kirche, das der junge Luther noch ehrfürchtig begrüßt haben soll.⁶

Wie reiste nun Herr Martin Luther? Welche Orientierungshilfen standen ihm zur Verfügung, und welche Landkarte hatte er im Kopf, als er nach Rom zog?

Über den alten Pilgerweg der Romfahrer sind wir recht gut informiert: die *Via Francigena* war ein (zentrales) Teilstück des Wegnetzes, das die christlichen *Signa*, die heiligen Stätten Europas miteinander verband.⁷ Von den Ländern des Nordens zog sie in zwei Achsen durch Frankreich und Deutschland, den beiden Teilreichen des karolingischen Frankenreiches, bis in die Gegend von Besançon und Portarlier. Dort zweigte der Jakobsweg ab, der nach Santiago de Compostela führte, einem der wichtigsten Pilgerziele des Mittelalters. Die Route nach Rom führte weiter über die Alpen, deren Überquerung eines der meistgefürchteten Teilstücke war. Je nach Witterung und Wegsicherheit wählte man den Frejus, den großen St. Bernhard oder auch den Lukmanier, und war man endlich in Aosta (oder in Turin), dann war man sehr erleichtert. Nun zog sich der Weg, weniger mühsam, durch die Poebene, und wer etwas Geld hatte, konnte auf den großen Transportflößen bis an den Fuß des Appennin gelangen. Doch auch auf der antiken *Via Aemilia* kam man ganz gut voran.

Die Überquerung des Appennin war nicht so problematisch wie der Weg über die Alpen, aber ein Spaziergang war es sicher nicht. Und schließlich war man in der Toskana, und nun wurde das Wetter meist besser.

Das war die alte Routenführung:

⁶ Als Luther den Boden der ewigen Stadt betrat, habe er sich zu Boden geworfen, berichtet die Legende, wobei er ausrief: „Sei gegrüßt du heiliges Rom, wahrhaft heilig von den heiligen Märtyrern, von deren Blut es trieft.“ Siehe dazu Theodor Elze: *Luthers Reise nach Rom*. Berlin: Duncker, 1899.

Luthers Rombegeisterung sollte sich bald ändern, und damit verlor Rom im seitdem protestantisch geprägten deutschen Sprachraum endgültig seine zentrale Rolle. Das politische und wirtschaftliche Gewicht des modernen Europa verschob sich nach Norden, wo es bis heute verblieb. Unser Europabild ist nicht mehr Rom-zentriert.

⁷ Siehe dazu Vanni/Bassini (Hg.): *Bibliografia sulla via Francigena*. In: *De Strata Francigena. Studi e ricerche sulle vie di pellegrinaggio del medioevo*. Annuario del Centro Studi Romei. Firenze: Gli Arcipressi, 1993 ff. Jüngste Studien bei Arturo Carlo Quintavalle (Hg.): *Le vie del medioevo*. Atti del convegno internazionale di studi, Parma, 28 settembre-1 ottobre 1998. Milano: Electa, 2000; Renato Stopani: *Le vie del pellegrinaggio del Medioevo*. Gli itinerari per Roma, Gerusalemme, Compostela. Firenze: Le Lettere, 1991. Spezifisch zur Francigena siehe Giovanni Caselli: *La via Romea*. Sulla grande via dei pellegrini da Canterbury a Roma. Firenze: Giunti, 1991; Renato Stopani: *La Via Francigena*. Una strada europea nell'Italia del Medioevo. Firenze: Le Lettere, 1988.

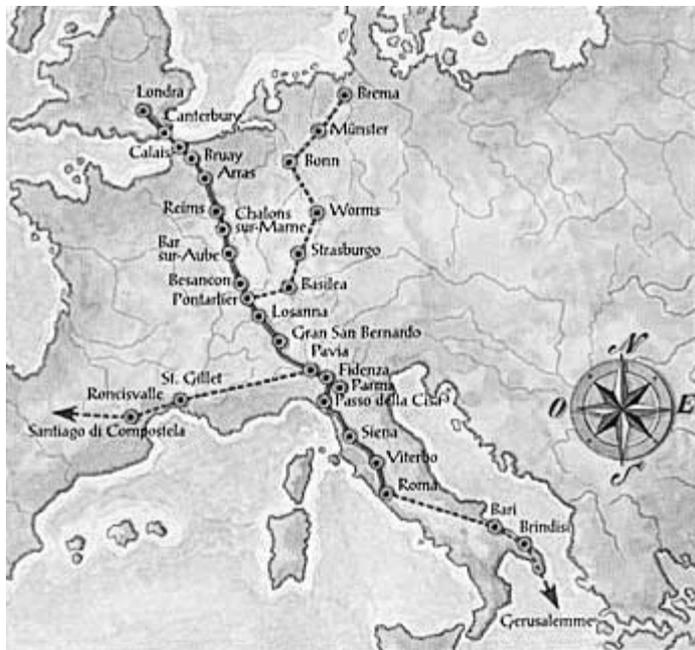


Abb. 2: Routenführung der *Via Francigena* (2.1 die Hauptroute, 2.2 die Strecke über Worms und das Rheintal)

London/Canterbury → Calais → Bruay → Arras → Reims → Chalons sur Marne → Bar sur Aube → **Besançon** → **Pontarlier** → Lausanne → (Alpenpass: meist Großer St. Bernhard, auch Frejus) → Aosta → Ivrea → Santhià → Vercelli → Pavia → Piacenza → Fiorenzuola → Fidenza → Parma → (Pass über den Appennin: meist Cisa) → Pontremoli → Aulla → Luni → Lucca → S.Genesio → S.Gimignano → Siena → S.Quirico → Bolsena → Viterbo → Sutri → **Rom**.

Von Rom ging es dann weiter, – wenn es denn ging, – ins Heilige Land, zur Stadt der Städte: nach Jerusalem.⁸

⁸ Das älteste bekannte Reisehandbuch, das eine Pilgerfahrt ins Heilige Land beschreibt, ist das *Itinerarium Burdigalense* aus dem 4. Jahrhundert. Es wurde von einem anonymen christlichen Pilger aus Bordeaux verfasst, doch wissen wir weiter nichts Genaues. Pilgerfahrten nach Palästina waren zunehmend nur noch im Rahmen der Kreuzzüge möglich, was dem Hochadel vorbehalten war. Dementsprechend wurden andere Pilgerziele wichtig, darunter vor allem Rom, die Heilige Stadt. Die Benützung der Route nach Rom ist seit dem 9. Jahrhundert nachgewiesen, die erste präzise Beschreibung verdanken wir dem Erzbischof von Canterbury, Sigerich, der um 990 nach Rom zog. (Das berühmte Dokument beschreibt, genauer gesagt, die Rückweise von Rom bis nach Calais). Hochinteressant ist das Reisedokument des Nikolas von Munkathvera (Romfahrt um

Es ist übrigens klar, dass die verzeichneten Trassenführungen im Großen und Ganzen dem römischen Straßennetz entsprechen: die mittelalterliche *Via Francigena* fußte auf der alten Straße nach Gallien, also der *Via Augusta* über den Großen St. Bernhard, oder der *Via Domitia*, die längs der Mittelmeerküste die Alpen zu umgehen suchte. Auf italischem Boden strebte dann das dichte Wegnetz der *Viae publicae* den heiligen Hügeln zu: früher wohl über die *Via Aurelia*, und nach deren Verfall in den Gotenkriegen über die *Via Flaminia* und die *Via Aemilia*.

Für die Pilger aus den östlichen Gebieten des Reiches beschrieb der Autor der *Annales Stadenses* einen zweiten Romweg, der die Poebene längs der Adriaküste mit den „tiutschen landen“ verband und der im späten Mittelalter immer größere Bedeutung erlangte. Diese Wegführung, die sogenannte *Via Romea*, die zu späteren *Via d'Alemagna* werden sollte, benutzte die alte *Via Claudia Augusta*, um über die Alpen zu kommen; je nach politischer Lage ging es dann über Treviso, Padua und Ravenna, also über die alte *Via Annia*, zum Fuß des Appennin, der dann mittels der *Via Flaminia* überwunden wurde, oder man versuchte, über die *Via Postumia* Anschluss an die *Via Aemilia* zu bekommen.⁹

Dieses Bild von der Welt, das wir uns heute über die soeben beschriebenen Straßenkarten machen, ist uns so selbstverständlich, dass wir uns kaum vorstellen können, dass man es jemals hat erfinden müssen. Gerade was die Raumvorstellung, also die abstrahierende Darstellung dieses Raumes zum Beispiel anhand von Land- und Straßenkarten betrifft, sind wir ganz sicher, dass sie praktisch *a priori* gegeben ist. Das hängt natürlich auch damit zusammen, dass sich unsere Welt – gemeint ist

1154), der von Island über Norwegen und Dänemark Stade erreichte und dann der Rheinroute folgte. Von grundlegender Bedeutung für die ‚itineraria peregrinationis‘ sind jedoch erst die *Annales Stadenses*, auctore Alberto, die in Stade um die Mitte des XIII. Jh.s geschrieben wurden. Siehe dazu Paolo Caucci von Saucken (Hg.): *Il mondo dei pellegrinaggi*. Roma Santiago Gerusalemme. Milano: Jaca Book, 1999, bes. S. 46ff.: *La via francigena e le vie romeae*.

⁹ Zum römischen Straßennetz siehe Aldo Tazzi: *Le strade dell'Antica Roma*. Roma: Editrice Dedalo, 1998; Giovanni Caselli: *Guida alle antiche strade romane*. Novara: Istituto geografico DeAgostini, 1994; Thomas Pekáry: *Untersuchungen zu den römischen Reichsstraßen*. Bonn: Habelt, 1968 (*Antiquitas*, Reihe 1, *Abhandlungen zur alten Geschichte*, 17). Die alten römischen *Viae publicae* (oder *consularis*), die vorzugsweise von den mittelalterlichen Romfahrern benutzt wurden, waren folgende:
 Via Aurelia: von Genua über Lunae/Luni und Pisae/Pisa nach Rom;
 Via Cassia: über Aretium/Arezzo, Florentia/Florenz, Pistoia und Lucca nach Rom;
 Via Aemilia: von Placentia/Piacenza nach Ariminum/Rimini;
 Via Flaminia: von Ariminum/Rimini nach Rom;
 Via Postumia: von Genua quer durch die Poebene nach Aquileia;
 Via Annia: von Ariminum/Rimini über Atria, Patavium/Padua und Altinum nach Aquileia.

Diese beiden letzteren Straßen benutzte man nur, wenn man vom Donauraum aus nach Rom pilgerte. Für die Alpenüberquerung benutzte man dabei entweder die alte Wegführung der *Via Claudia Augusta* (über den Reschenpass oder Toblach), oder die *Via Iulia Augusta* (über Tarvis).

jetzt die physische Umwelt – ja wirklich kaum verändert. Wohl verändert sich die Gesellschaft und der menschliche Zugriff auf diese Umwelt: so verwandelt sich etwa eine bäuerliche Kulturlandschaft in ein städtisch geprägtes Industrieviertel, oder technische Errungenschaften wie das moderne Verkehrsnetz lassen die früher wochenlange Reise nach Rom zu einem nur Stunden dauernden Ausflug schrumpfen. Aber sehr vieles verändert sich eben auch überhaupt nicht. Im großen und ganzen sieht die Geographie zwischen England und Rom heute noch genau so aus wie vor tausend Jahren, und aus gehörigem Abstand, zum Beispiel aus dem All, ist kaum ein Unterschied zwischen dem Gesicht Europas im Jahr 1000 und dem Jahr 2000 zu sehen. Doch selbst aus der Nähe betrachtet, hat sich nichts Entscheidendes geändert: die Entfernungen sind exakt dieselben geblieben, die Alpen stehen sehr vermutlich unverändert in der Landschaft, und in den Olivenhainen der Toskana dürfte heute noch der eine oder andere ehrwürdige Baum stehen, der da schon vor sich hin grünte, als die mittelalterlichen Rompilger auf ihren uralten Wegen dahinwanderten. Was sich hingegen grundlegend geändert hat, ist die Wahrnehmung dieses Raumes: wir sehen, erleben und *erfahren*, buchstäblich, auf unserer Reise nach Rom ein Bild der Welt, das mit dem vor tausend Jahren kaum mehr als die objektive Entfernung von A nach B gemeinsam hat.

Ich kann natürlich nicht mit Sicherheit sagen, dass ein mittelalterlicher Pilger den Raum ganz anders erlebt hat, aber dass sein Blick ein ganz anderer gewesen sein muss, das verrät ein schlichtes Indiz: er benutzte andere Land- und Wegekarten. Die früheren Landkarten für Romfahrer standen buchstäblich auf dem Kopf:

Die Etzlaub-Karte ist recht zuverlässig, die Entfernungen sind die gleichen wie heute, die Alpen stehen genau da, wo sie auch heute stehen, doch wir würden, nach einem ersten Moment der Verblüffung, die Karte um 180 Grad drehen, damit sie *unserem* Bild der Welt entspricht.¹⁰

¹⁰ Dabei ist es keineswegs so, dass man damals, mitten in der Renaissance, nicht schon genau gewusst hätte, wo ‚oben‘ und ‚unten‘ ist, und wie Europa – abstrakt in einem Gradnetz dargestellt – gestellt werden sollte. Gesüdete Karten, d.h. Karten, die den Süden am oberen Kartenrand verorten, benutzte noch der große Kosmograph Sebastian Münster, der übrigens, neben seinem exakten Kartenwerk, gleichzeitig noch durchaus bildhaft dachte und Europa z.B. geschickt als königliche Frauengestalt darstellte, zusammengesetzt aus den Ländern des (geistigen) Heiligen Römischen Reichs.



Abb. 3: Erhard Etzlaub, *Carta itineraria europaie* (Rom-Weg-Karte), 1501

Es ist also nicht die tatsächliche, objektive und unabhängig von uns Menschenkindern existente Umwelt, die sich ändert; es ändert sich sehr vermutlich nicht einmal der äußere Eindruck, auf jeden Fall nicht so kurzfristig, denn die Biologie des wahrnehmenden Auges ist zumindest im letzten Jahrtausend unverändert geblieben. Was sich hingegen sehr wohl ändert, und zwar grundlegend, wenn wir es auch nicht wahrnehmen, das ist die innere Verarbeitung dieses Eindruckes in ein jeweils *mentales* Bild, das dann den Blick steuert. Mit anderen Worten: es ist nicht das (objektiv geglaubte) Bild, das unser Auge sieht, das dann die Veränderungen des Weltbildes auslöst, nach dem wir uns orientieren, sondern es ist umgekehrt das herrschende, mentale, und in seiner historischen Bedingtheit jeweils subjektive Weltbild, das unserem Auge vorschreibt, was es zu sehen hat.

Was ‚sieht‘ das Auge, wenn es sieht?

Seit Jahrtausenden sieht dieses Auge auf dem Weg nach Rom *das Gleiche*, aber niemals *das Selbe*, und damit meine ich nicht Veränderungen in der Landschaft oder in der Kleidermode, sondern in der Wahrnehmung und der Verarbeitung des ‚Fürwahr-Genommenen‘ nach Orientierungsmustern, die wir für gegeben und unveränderlich halten und die dies hingegen keineswegs sind.

Der Raum (*topos*) ist nicht anders geworden, und nicht einmal der bewohnte Raum (*oikos*) hat sich sehr verändert. Sicher: die Landschaft ist dichter bebaut, Ortschaften und Städte sind größer geworden, und das Industriezeitalter hat selbst dem unwirtlichen Berggebiet der Alpen seinen Stempel aufgedrückt. Auch der Weg (*odos*), über den wir den Raum messen und ordnen, der Weg als solcher, d.h. als Trassierung, ist nicht etwas grundlegend Anderes geworden. Es ist und bleibt der Weg: er ist nur von der (via) Strata zur Autobahn geworden. Mit nur wenigen Varianten verläuft die heutige *Autostrada del sole*, Italiens große Nord-Süd-Achse, auf ganz ähnlichen Routen wie früher die alte *Via Francigena*, die ihrerseits nur allzu oft entlang der antiken Straßen dahinzog, auf denen die alten Römer ihrer Hauptstadt zustrebten.

Radikal verändert hat sich aber die Bewegung, mit der wir diesen Raum er- und durchmessen: Einmal in Bezug auf die simple Zeit, die von Wochen und Monaten, die ein mittelalterlicher Pilger und noch im späten 18. Jahrhundert Herr von Goethe unterwegs war, auf Stunden und Minuten zusammengeschnürt ist, je nachdem, ob wir uns in die Bimmelbahn, in ein PS-starkes Auto oder ins Flugzeug setzen.

Das mittelalterliche Wandern auf Pilgerwegen war nicht nur eine räumliche Bewegung, sondern vor allem ein spiritueller Weg.¹¹ Nicht umsonst hat die deutsche Sprache im Alltagswort der ‚Erfahrung‘ dem alten Zusammenhang zwischen der konkreten Bewegung, dem ‚Fahren‘, und der geistigen Verarbeitung des Weges, dem ‚Erfahren‘ ein weises Denkmal gesetzt.

Wenn wir heute auf Fahrt gehen, gilt uns die ganze damit verbundene Schererei allerdings kaum noch als Bewegung, sondern vorwiegend als Reise, und das ist ein Problem der Organisation, ob wir nun beruflich irgendwohin müssen, oder ob wir zum Vergnügen verreisen, was eher noch Erfahrungen und damit die Gewinnung einer neuen Sicht ermöglicht, vor allem, wenn man es nicht ganz verlernt hat, sich sein eigenes Bild von der Welt zu machen.

¹¹ Zur Rolle des mittelalterlichen Pilgerwesens siehe die Studien von Jonathan Sumption: *Pilgrimage. An Image of Mediaeval Religion*. London: 1975, Neuauflage 2002; Franco Cardini: *Il Pellegrinaggio. Una dimensione della vita medievale*. Roma-Manziana: Vecchiarelli, 1996. Wichtig ist allerdings die Präzisierung, dass die Pilgerreise, bei aller religiösen Fundierung, vielfach ein Privileg war. Der Leibeigene durfte gar nicht pilgern, und auch nicht jeder freie Bürger konnte einfach losziehen. Dabei ging es weniger um die Mittel zur Reise, sondern eher um den Verdienstausschlag während der Reise und um die Versorgung der zurückbleibenden Familien. Allerdings kombinierte eine Pilgerfahrt auf geradezu geniale Weise spirituelle Bedürfnisse mit höchst konkreten Vorteilen: über die Pilgerwege wurde in ungeahntem Ausmaß Technik und Weltwissen verschoben. Wissen erwirbt man nur, indem man Veränderungen beobachtet und die Dinge in ihrer Veränderung misst. Ohne ‚Weg‘ und ohne ‚weg vom Alltag‘ keine ‚Bewegung‘, weder im konkreten, noch im seelischen Sinn. Beim wochen- und monatelangen Pilgern vollzog sich ein sowohl körperlicher als auch ein symbolischer Reifeprozess, der den gläubigen Christen sicherlich läuterte, die dogmatischen Heilgewissheiten aber ebenso unaufhaltsam ins Rutschen brachte.

Sicher, ohne Input wird nichts gesehen. Aber auch Blinde haben ein sehr genaues Bild von ihrer Umgebung, und da ist es ja wohl klar, dass der Impuls nicht über das Auge, also das Sehen kommen kann. Auch Hände und Füße ‚sehen‘: der Tastsinn ist vermutlich sogar der allererste Vermittler von Wahrnehmung, und sicherlich der zuverlässigste, was aber nur die kleinen Kinder noch ganz genau wissen, und zwischen ‚pfui!‘ und ‚Hände weg!‘ wird ihnen das Ertasten ihrer Umgebung ziemlich früh und gründlich abgewöhnt.

Ein mittelalterlicher Rompilger sah – abgesehen von seiner spirituellen Bewegung – die *Via Francigena* buchstäblich mit den Füßen, und es ist nun einmal ein Unterschied, ob man täglich höchstens 25 bis 30 km pro Tag zurücklegt, oder ob 1000 km „sind wie ein Tag“. Denn die Tatsachen zählen, selbstverständlich, aber nicht nur die Tatsachen als abstraktes ‚So-Sein‘ (d.h. als Denkkategorie des *logos*). Sehr viel eindrücklicher wirkt die konkrete Art und Weise auf uns ein, in der diese Tatsachen wahrgenommen werden, das ‚Wie‘ der Verarbeitung zu einem *Denkbild*. Wundert es uns also, dass die früheren Landkarten der Romfahrer nicht den ‚Raum‘ darstellten, sondern den ‚Weg‘, und Europa damit auf den Kopf stellten?

Wir dürfen ziemlich sicher sein, dass die römische Antike schon eine recht genaue Vorstellung von der (geographischen) Beschaffenheit der *Oikumene* hatten, wenn auch keine Weltkarten aus so früher Zeit erhalten sind, die uns einwandfrei zeigen könnten, wie sich das alte Rom den Raum veranschaulichte. Doch berichten Quellen, dass bereits Eratosthenes von Kyrene (3. Jahrhundert. v. Chr.) eine Gradnetzkarte der antiken Welt mit Breiten- und Längengraden entworfen haben soll, und Ptolemäus zeichnete im ersten nachchristlichen Jahrhundert schon Weltkarten, die sehr modern anmuten (älteste erhaltene Abschriften aus dem 12. Jahrhundert).

Die griechische Gelehrsamkeit interessierte die Römer allerdings kaum: die *Tabula Peutingeriana* (um 1300, sicher auf alten Quellen beruhend)¹² weist eher darauf hin, dass man weniger Land-Karten benutzte, denen eine räumliche Darstellung zu Grunde liegt, sondern eher Weg-Karten, die auf der zeitlichen Kategorie der Bewegung beruhen: es geht um die Zeit, die man braucht, um von einem Ende zum anderen zu kommen, um die einzelnen Abschnitte des Weges, die zum gewünschten Ziel führen, und das war, jedenfalls im antiken Rom, militärisch notwendiges Wissen. Für das römische Weltreich war der Raum vorwiegend ein Problem der Territorialhoheit.¹³ Daneben brauchten natürlich auch Beamte und

¹² Siehe dazu Francesco Prontera (Hg.): *Tabula Peutingeriana. Le antiche vie del mondo*. Firenze: Olschki, 2003.

¹³ Siehe dazu die Schriften des Flavius Vegetius Renatus (ca. 390), der über die Notwendigkeit eines gut ausgebauten Wegenetzes, samt dazu gehörenden Karten, lakonisch schreibt:

„Primum itineraria omnium regionum, in quibus bellum geritur, plenissime debet habere perscripta, ita ut locorum intervalla non solum passuum numero sed etiam viarum qualitate perdiscat, compendia deverticula montes flumina ad fidem descripta consideret, usque eo, ut sollertiores duces itineraria provinciarum, in quibus necessitas gerebatur, non tantum adnotata sed etiam picta habuisse firmentur, ut non solum consilio mentis

Kaufleute genaue Informationen, wie lange sie von A bis B unterwegs sein würden, und dementsprechend enthielten die römischen Wegkarten genaue und praktische Angaben, wie zum Beispiel das *Itinerarium Gaditanum* (ca. 330) belegt.¹⁴ Auch die bereits erwähnte *Tabula Peutingeriana* ist solch ein Erbe der römischen Wegkarten: es handelt sich um ein *itinerarium pictum* von beinahe 7 m Länge (nur etwa 30-50 cm hoch), das vom westlichen Hispanien und Gallien über den gesamten bekannten Mittelmeerraum bis zum fernen Indien reichte.

Es ging nicht darum, wie der Raum wirklich aussah, es ging darum, wie man ihn buchstäblich abschrift, mit den Füßen, oder erfuhr, mit einem Pferdefuhrwerk. Die Raumwahrnehmung war in jedem Fall ‚odologisch‘, d.h. wegbezogen.¹⁵ Im Gegensatz zum topologischen Raum, der auf mathematischer Berechnung beruht und schon von Erathostenes und Ptolemäus denkerisch erfasst worden war, bezieht sich der ‚odologische‘ Raum auf die subjektive Wahrnehmung, d.h. auf die konkrete Möglichkeit, sich im Raum zu bewegen und einen angestrebten Zielort schnell und sicher zu erreichen.

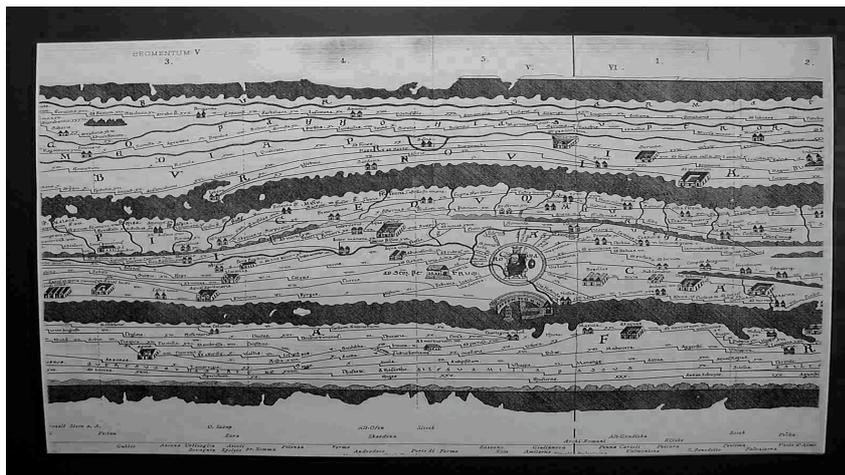


Abb. 4: Ausschnitt aus der *Tabula Peutingeriana* mit Streckennetz bei Rom

verum aspectu oculorum viam profecturus eligeret“ (Vegetii epitoma rei militaris III, 6. Hg. von Alf Önnorfors [Bibliotheca Scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana]. Stuttgart-Leipzig: Teubner, 1995).

¹⁴ Dieses „Itinerarium“ (in Bagni di Vicarello aufgefunden) ist die auf vier Silberbechern eingravierte Reiseroute von Cadix nach Rom, mit genauen Angaben („milia passuum“) der Entfernungen von Stützpunkt zu Stützpunkt. Da interessieren also nur die Abstände.

¹⁵ Diesen Ausdruck prägte der italienische Architekturhistoriker Pietro Janni. Es ist sicher die erste und ursprünglichste Form des Raumempfindens, Land mit den Füßen auszumessen, es buchstäblich abzuschreiten. Siehe Pietro Janni: *La mappa e il periplo. Cartografia antica e spazio odologico*. Roma: Bretschneider, 1984.

Rom war nicht irgendeine Stadt, es war *caput mundi*, in der Antike die Hauptstadt der damals bekannten Welt, durch das ganze Mittelalter und lange darüber hinaus Zentrum der Christenheit. *Urbi et orbi*, der Stadt und dem ganzen Erdkreis, gilt bis heute der Segen (und der Herrschaftsanspruch) der römisch-katholischen Kirche. Als Jerusalem, die eigentliche himmlische Stadt Gottes, dem christlichen Pilger nur mehr sehr schwer erreichbar wurde, avancierte Rom zu dessen Statthalter und wurde als ewige Stadt, *Roma aeterna*, zur Endstation Sehnsucht mittelalterlicher Weltflucht und Heilssuche.

Der stark utopische Charakter dieser Vorstellung schlug sich im Mittelalter in den großen symbolischen Weltkarten nieder, die im Gegensatz zum bereits modern anmutenden Weltbild der Antike geradezu primitiv wirken. Dabei war die mittelalterliche Gelehrsamkeit keineswegs rückschrittlich, ganz im Gegenteil, sie zeichnete nur ein getreues Abbild der mentalen Verarbeitung von Wahrnehmung, die das Aufgehobensein der Schöpfung im göttlichen Heilsversprechen als einzig gültige *Sicht* auf die Welt zuließ.¹⁶ Selbst die Renaissance, die den Himmel allmählich auf die Erde holte, war idealen Weltentwürfen noch zutiefst verpflichtet. Zunehmend exakte Karten liefen lange mit symbolischen Darstellungen parallel, was verräterisch darauf hinweist, dass die Veränderungen und Übergänge in die sogenannte Neuzeit keineswegs so abrupt verliefen wie wir es heute gerne kolportieren.¹⁷ Im Grunde stand die Renaissance in ihrem stolzen Vertrauen auf die Geisteskraft des Menschen dem Weltbild des Mittelalters sehr viel näher als der modernen Weltsicht der sich erst allmählich bahnbrechenden Aufklärung, die das eschatologische Deuten dann wirklich mit wissenschaftlichem Denken ersetzte. Das antike und mittelalterliche Wissen um die Macht der Bilder verlor sich erst im 18. Jahrhundert, als der Abstraktionsprozess sprachlicher und mathematischer Erkenntnisgewinnung dem Bildlichen jeden Eigenwert im Erkenntnisprozess absprach. Die mittelalterliche Raumvorstellung einer Stadt zielte nicht auf die Stätte oder Stelle und meinte also nicht einen topologischen Ort; viel mehr ging es um den Bildwert dieses Ortes, um die Rolle, den er im gerade gültigen Weltbild spielte, um seine Wahrnehmung durch den Sozialkörper, der ihn bewohnte. Es ging vornehmlich um einen gedachten, also mentalen Raum, der in der architektonischen und urbanisti-

¹⁶ Das berühmteste Beispiel dafür ist die Ebstorfer Weltkarte von 1293: Jede geographische Information ist sorgsam in das christliche Weltbild eingebettet, mit Jerusalem als dem Mittelpunkt der Erde, die in ihrer Gesamtheit von Jesus Christus umfasst wird. Siehe dazu Brigitte Englisch: *Ordo orbis terrae. Die Weltsicht in den Mappae mundi des frühen und hohen Mittelalters*. Berlin: Akademie-Verlag, 2002; Jörg-Geerd Arentzen: *Imago mundi cartografica. Studien zur Bildlichkeit mittelalterlicher Welt- und Ökumenekarten unter besonderer Berücksichtigung des Zusammenwirkens von Text und Bild*. München: Fink, 1984 (Münstersche Mittelalter-Schriften, 53).

¹⁷ Siehe dazu Christian Heitzmann: *Europas Weltbild in alten Karten. Globalisierung im Zeitalter der Entdeckungen*. Ausstellung der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel vom 19. Februar bis 4. Juni 2006. Wolfenbüttel, 2006 (Ausstellungskataloge der Herzog-August-Bibliothek, 85, Hauptband und Kartenband).

schen Realisierung Form und Konkretheit annahm. Diesem Bild einer Stadt als raumgewordener Zeit ist auch die Renaissance noch zutiefst verpflichtet, wenn sich auch die Formen natürlich ändern. Doch zwischen den ziemlich phantasievollen mittelalterlichen Darstellungen der Stadt Rom (oder Jerusalem) und der eleganten *Città ideale* des unbekannteren Renaissance-Künstlers aus dem späten 15. Jahrhundert¹⁸ liegen nur scheinbar Welten: immer geht es um die Sichtbarmachung eines Symbols, das die abstrakte Vorstellung notwendiger Orientierungsmuster in anschauliche und damit wahrnehmbare Formen überträgt, und es sind die mentalen Kategorien, die das wahrgenommene Bild steuern und verändern. Das Bild, das unser Auge aufnimmt, hat mit dem Bild, das im Gehirn konstruiert wird, nur sehr bedingt zu tun.

Unsere Reise nach Rom neigt sich dem Ende zu: sie begann mit einer uns heute selbstverständlichen Land- und Straßenkarte in der Hand, tastete sich über Goethes berühmte Reise zurück in die Renaissance, die auch schon recht gute Karten hatte, und weiter zurück in die Zeitentiefe des Mittelalters, wo wir allmählich Schwierigkeiten bekommen, anhand der damals üblichen Hilfen den rechten Weg zu finden. Und immer, wenn wir Bilder nicht mehr richtig ‚lesen‘ können, dann dürfen wir sicher sein, dass eine Weltbildformation am Werk war: Ein altes Orientierungsmuster wurde obsolet, und ein neues gerade erst gezimmert. Geologen können anhand von Bruchstellen, die in der Fachsprache verräterisch als ‚Aufschlüsse‘ bezeichnet werden, ziemlich genau erkennen, wie sich unsere physische Welt gebildet hat. Analog dazu bieten Umbruchzeiten auch für uns ‚Archäologen des Wissens‘¹⁹ eine Chance, die Sprünge und Kehrtwenden in der virtuellen Welt zu erfassen, die uns die Voraussetzungen vorschreibt, wie wir die Dinge zu sehen haben.

Da ist es gut zu wissen, dass sich unser Bild von der Welt schon oft geändert hat, dass es sich jetzt gerade wieder ändert und dass es sich höchstwahrscheinlich noch sehr oft ändern wird. In tausend Jahren werden wieder Menschen nach Rom fahren: es werden vermutlich keine Pilger sein, die dort die Heilsgewissheit suchen, wie sie es vor tausend Jahren waren, und es werden wahrscheinlich auch keine Bildungsbürger mehr sein, die ihre historische Gewordenheit an der Besichtigung antiker Kulturleistung überprüfen wollen, wie es die Romfahrer von Goethe bis zu den heutigen Touristenhorden sind.

Was immer in tausend Jahren die Menschen nach Rom ziehen lässt – sie werden über einen Weg gekommen sein, denn „alle Wege führen nach Rom“.

¹⁸ Das berühmte Gemälde, im späten 15. Jahrhundert im Umkreis von Francesco Laurana im mittellitalienischen Raum entstanden, befindet sich in der Nationalgalerie von Urbino. Darstellungen idealisierter Stadträume zeigen in aller Deutlichkeit die entscheidende Bruchstelle zwischen der mittelalterlichen und neuzeitlichen Wahrnehmung von Raum: Die bereits bei Giotto skizzierte Entdeckung der Perspektive, mit der die mathematische Beherrschung der Welt sich Bahn brach. Doch es sollte noch seine Zeit brauchen, bis die dadurch veränderte Sichtweise auch das alte bildbezogene Symboldenken aus den Angeln hob.

¹⁹ Siehe Michel Foucault: *L'archéologie du savoir*. Paris: Gallimard, 1969.